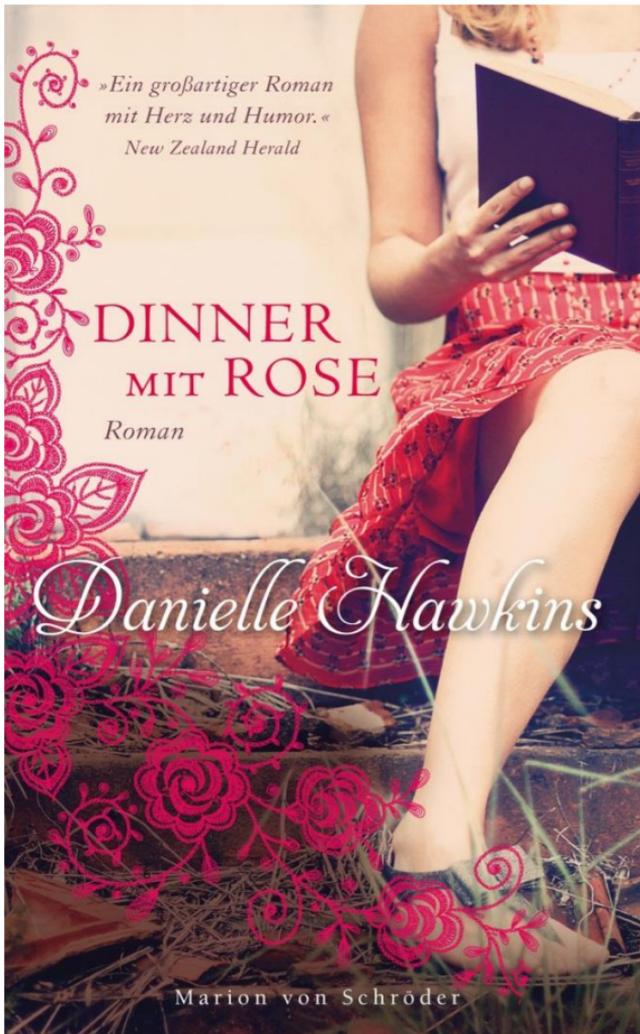


Leseprobe aus:

Danielle Hawkins
Dinner mit Rose



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Danielle Hawkins

DINNER
MIT ROSE

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader



Marion von Schröder

Kapitel 1

Z EHN KILOMETER SÜDLICH der Stadt fuhr ich die steile, von tiefen Furchen durchzogene Auffahrt hoch, lenkte den Wagen um ein großes Schlagloch und eine mit Eierkürbissen gefüllte Schubkarre herum und parkte auf dem stauigen Schotter neben dem Haus, wo ich von einer hysterisch kläffenden Hundemeute empfangen wurde.

Ich öffnete die Autotür einen Spaltbreit und rief in scharfem Ton »Schluss! Aus! Platz!«, woraufhin sich die Hunde hechelnd auf den Boden sinken ließen. Jetzt, wo sie wie zu Salzsäulen erstarrt waren, konnte ich sie zählen. Es waren vier.

»Kindchen!« Tante Rose rauschte mit einem halb ausgewachsenen rosigen Schweinchen im Schlepptau um die Hausecke. »Wie geht es dir, mein Herz?«

»Ausgezeichnet«, versicherte ich ihr. »Ich freue mich, dich wiederzusehen.« Tante Rose war weit über eins achtzig groß und gebaut wie ein Panzer, so dass ich mich recken musste, um sie zu umarmen, was mir nur selten passiert. Da ich selbst fast die Einsachtzigermarke erreiche, war das zur Abwechslung einmal ganz angenehm.

Sie lächelte mich liebevoll an. »Ganz meinerseits«, sagte sie. Ihre Stimme klang weich und samtig, mit voll tönenden Vokalen, und man dachte beim Zuhören unwillkürlich an Übungen in Sprechtechnik, Gurkensandwiches und Tee-

stunden mit dem Vikar, ja man neigte dabei sogar eher dazu, in seinen Gedanken das distinguierte Wort ›man‹ zu verwenden. Solche sprachlichen Gepflogenheiten sind seltsam ansteckend.

»Und? Gibt es was Neues?«, erkundigte ich mich.

»Ach, ich war *schrecklich* beschäftigt. Dieses unfähige Bibliothekskomitee hat diese Woche unglaublich viel meiner Zeit in Anspruch genommen, und der Garten rächt sich. Ich werde deine Dienste benötigen, Kind.«

»Kein Problem«, nickte ich. »Du kannst mich in Kürbissen bezahlen.«

»Diese verflixten Dinger!«, schimpfte Rose. »Jedes Jahr pflanze ich ein paar kleine, mickrige Setzlinge, die in den ersten beiden Monaten ständig einzugehen drohen und jede halbe Stunde gegossen werden müssen. Und dann gehe ich nur kurz zum Milchholen, und schon verwandeln sie sich in Monster.«

»Warum pflanzt du dann überhaupt noch welche?«

»Es ist wie eine Sucht«, entgegnete sie düster. »Vermutlich brauche ich eine Therapie.«

»Du könntest ja eine Selbsthilfegruppe besuchen. Du weißt schon – nach dem Motto ›Hallo, ich bin Rose Thornton, und mein letzter Kürbistrückfall ist erst zwei Tage her.«

»Gute Idee«, lobte sie. »Komm rein. Es müsste langsam Zeit für einen Gin Tonic sein.«



Wir machten es uns mit unseren Drinks in der Hand nebeneinander in zwei alten Liegestühlen auf der Veranda bequem. Roses Haus diente einst als Wohngebäude einer großen Farm, die schon vor langer Zeit in mehrere kleinere Gehöfte aufgeteilt worden war. Mittlerweile ist die auf einem

Hügelkamm erbaute alte Villa mit ihren hohen Decken und ihrem Spitzdach aber so baufällig, dass sich Reparaturarbeiten kaum mehr lohnen würden. Die Veranda weist eine bedenkliche Schräglage auf, die der des abgesackten Küchenfußbodens entspricht, die Wohnzimmertür muss mit einer alten Ausgabe der *Woman's Weekly* zugeklemmt werden, damit es nicht ständig zieht, und in allen Schränken sammeln sich kleine Häufchen Holzwurmstaub. Überall blättert die Farbe ab, das Gitterwerk ist morsch, und im Dach klaffen mindestens drei Löcher. Doch dafür rankt sich eine riesige rote Kletterrose über die Veranda, und der Blick über die Bergketten ist atemberaubend. In den vier Jahren, die seit meinem letzten Besuch vergangen sind, hatte sich nichts verändert, und ich empfand sofort wie früher ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit.

Ich trank einen großen Schluck von meinem Gin Tonic und musste prompt husten. »Ist da überhaupt Tonic drin, Tante Rose?«

»Ein Schuss.« Sie nippte vorsichtig an ihrem eigenen Drink. »Hm, vielleicht war ich ein bisschen zu großzügig mit dem Gin. Wie geht es deinen Eltern?«

»Mum steht morgen eine Qualitätsprüfung ins Haus, deshalb schrubbt sie den Melkschuppen mit einer Zahnbürste. Dad geht's gut.«

»Spielt er immer noch Gitarre?«

»Ja«, gestand ich bekümmert.

»Es könnte schlimmer sein. Stell dir vor, er würde auf Dudelsack umsteigen.«

»Das Schlimme ist der Gesang. Er kann den Ton nicht halten.«

»Deine Eltern sind beide Prachtmenschen«, tröstete mich Rose. »Nur ein bisschen verrückt.«

Das Ferkel kletterte auf die Veranda und ließ sich neben

ihrem Stuhl auf den Boden plumpsen. Sie nahm eine Gabel vom Tisch neben sich und kratzte ihm den Bauch.

»Benutzt du diese Gabel ausschließlich dazu, das Schwein zu kraulen?«, erkundigte ich mich neugierig.

»Ja. Du brauchst mich nicht darauf hinzuweisen, dass ich ebenfalls verrückt bin, sondern solltest lieber erwägen, selbst zur Exzentrikerin zu werden, Josephine. Das macht das Leben so viel interessanter.«

»Ich denke darüber nach«, versprach ich, dann trank ich einen weiteren Schluck Gin und genoss es, wie er mir auf der Zunge brannte, bevor er meine Kehle hinunterrann.

Nach einigen weiteren Drinks schlug ich vor, unser Abendessen zuzubereiten.

»Unser Dinner bitte, Josephine«, korrigierte mich Rose, während wir uns – leicht schwankend – in die Küche begaben. (Meine Eltern haben mir die Frage, warum sie ausgerechnet ›Josephine‹ einen passenden Namen für mich fanden, nie zufriedenstellend beantwortet. Ich finde, er klingt nach einer Gouvernante aus dem 19. Jahrhundert. Niemand sonst darf ihn benutzen, nur aus Roses Mund höre ich ihn ganz gerne.) »Es heißt nicht Abendessen, sondern Dinner.«

»Ich bin und bleibe ein unkultiviertes Mädchen aus den Kolonien, Rose, damit musst du dich abfinden«, gab ich zurück.

»Du bist genauso schlimm wie Matthew.« Sie nahm eine schon etwas schlaffe Karotte aus dem Vorratsschrank und zeigte damit auf mich, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. »Jahrelang habe ich an ihm herumgenörgelt, und trotzdem sagt er immer noch ›Nju-Sillend‹ und ›Mülk‹.« Matt war Roses leiblicher Neffe – der Sohn ihrer jüngeren Schwester –, wohingegen ich nur eine Nennnichte war. Rose war in den Siebzigern als frisch gelernte Krankenschwester im Rahmen eines Regierungsprogramms zur Anwerbung

von Angestellten für die Provinzkrankenhäuser aus England nach Neuseeland gekommen. Sie beschloss sofort (und nach Meinung einiger Leute unerklärlicherweise), dass Wai-manu der ideale Ort war, um sich dort niederzulassen, und blieb. Ihre Schwester kam ein paar Jahre später zu Besuch, heiratete nach dreiwöchiger stürmischer Werbung einen einheimischen Milchfarmer und klagte dann in den folgenden fünfundzwanzig Jahren ständig über seinen Mangel an Bildung und Kultiviertheit.

Ich grinste. »Wie geht es Matt?«

»Gut. Er arbeitet entschieden zu viel, ist offenbar aber ganz glücklich damit. Wobei mir einfällt, dass er gleich zum Dinner kommt.«

»Wunderbar.« Aber auch ein bisschen beängstigend. »Willst du diese Karotte nun kochen oder nur damit herumfuchteln?«

»Hör auf, mich abzulenken, und verschwinde«, knurrte Rose. »Warum packst du nicht deine Sachen aus und machst dich frisch?«

Als ich eine halbe Stunde später in die Küche zurückkam, rieb Rose mit einem solchen Elan Käse, dass ich um die Unversehrtheit ihrer Finger fürchtete.

»Ah«, sagte sie. »Da bist du ja. Wie wäre es, wenn du uns ein Glas von dem edlen Tropfen eingießt, den du mitgebracht hast?«

»Wenn ich die ganze Woche so weitermache, bekomme ich eine Leberzirrhose«, orakelte ich.

»Unsinn«, widersprach sie. »Die Leber muss beansprucht werden, sonst verkümmert sie – wie alle Muskeln.«

»Ich bin mir fast sicher, dass die Leber kein Muskel ist.«

Sie winkte unbeeindruckt ab. »Das Prinzip ist dasselbe, Josephine. Ich höre ein Auto – das muss Matthew sein. Geh doch nach draußen und sag ihm hallo.«

Das hielt ich für eine gute Idee. Außerdem wollte ich lieber keine weiteren Drinks ausschenken, bevor das Abendessen (oder vielmehr das Dinner) nicht auf dem Tisch stand. Rose war schon immer eine etwas gewöhnungsbedürftige Köchin gewesen, und wenn sie einen Schluck zu viel intus hatte, war ihr zuzutrauen, dass sie befand, Dörripflaumen wären eine ideale Zutat für ein Risotto. Ich trat gerade rechtzeitig aus der Küche, um Matt aus einem verbeulten roten Kleintransporter klettern zu sehen. Mit dem Geschick langjähriger Übung wehrte er die Hunde ab und stapfte über den Kiesplatz zum Haus. Das Ferkel warf sich vor ihm auf den Rücken, und er blieb stehen, um ihm mit dem Fuß den Bauch zu rubbeln.

»Hey, Matt«, begrüßte ich ihn. Äußerlich hatte er sich kaum verändert – er war immer noch hochgewachsen, schlank, braunhaarig und wirkte ein wenig ungepflegt –, aber nach vier Jahren Farmarbeit machte er einen zäheren und härteren Eindruck als früher. Das letzte Mal hatte ich ihn bei der Beerdigung seines Vaters gesehen: vor Trauer und Jetlag ganz benommen und blass vom britischen Winter. Jetzt war er braun gebrannt und gut gelaunt und ließ die klassische Farmerbräune erkennen: sonnenverbrannte Beine, die unterhalb des Gummistiefelrandes schneeweiß wurden.

Er blickte auf und grinste mich an. »Hey, Jo.« Das Ferkel grunzte unmutig, als er mit dem Kraulen innehielt. Er stieß es sacht mit dem Zeh an. »Das reicht jetzt, Percy, verzieh dich. Du siehst gut aus.«

Ich ging davon aus, dass der letzte Satz mir und nicht dem Schwein galt. »Du auch. Wie läuft's bei dir?«

»Gut. Und bei dir?«

»Auch gut.« Es folgte ein etwas verlegenes Schweigen, während ich fieberhaft nach einer geistreichen, unverfäng-

lichen Bemerkung suchte. Endlich rang ich mich zu einem »Wie sieht es auf der Farm aus?« durch, während er zeitgleich fragte: »Wie geht es deinen Eltern?«

»Gut«, antworteten wir beide wie aus einem Mund und lächelten uns unsicher an.

»Ich freue mich jedenfalls, dich zu sehen.« Er legte den Arm um meine Taille und drückte mich freundschaftlich an sich. »Glaubst du, du kannst das pralle Großstadtleben von Waimanu ertragen?«

»Ich hoffe es.« Vor drei Wochen hatte ich noch in der Innenstadt von Melbourne gelebt. Waimanu hat ungefähr viertausend Einwohner. »Aber es war ein kleiner Schock, als ich feststellen musste, dass es auch hier inzwischen einen McDonald's gibt.«

»Kann ich verstehen«, nickte Matt. »Wir sind quasi eine Metropole.«



»Was soll denn das sein, Tante Rose?« Matt stach mit der Gabel in eine undefinierbare orangefarbene Masse auf seinem Teller.

»Ein Karotten-Apfelauflauf«, erwiderte sie und fügte überflüssigerweise hinzu: »Nach meinem eigenen Rezept. Wie wäre es jetzt mit noch einem Schlückchen Wein, Josephine?«

»Gieß mir auch noch etwas ein, damit ich das Zeug hier runterspülen kann«, bat Matt, und ich musste mein Kichern mit einem Hüsteln überspielen.

»Du warst einmal ein so netter Junge«, bemerkte Rose wehmütig.

»Wann denn?«, wollte ich wissen, woraufhin Matt eine Erbse nach mir warf und mich an der Nase traf.

»Kinder!«, kam es sofort von Rose. »Benehmt euch!«

»Ist es nicht schön, als Kind bezeichnet zu werden?«, fragte ich verträumt. »Da fühlt man sich doch gleich wieder jung.«

»Mir war nicht klar, dass du schon mit einem Fuß im Grab stehst«, warf Rose ein.

»Ich werde in zwei Monaten dreißig.«

»Da bin ich besser dran«, feixte Matt. »Mir bleibt bis dahin noch ein ganzes Jahr. Aber mach dir keine Gedanken, Jose, für dein Alter siehst du gar nicht schlecht aus.«

»Vielen herzlichen Dank«, knurrte ich und schenkte den Wein nach.



»Er ist ein lieber Junge«, sagte Rose, die Matt hinterhergewinkt hatte und nun in die Küche zurückkam.

Ich wusch das Geschirr ab – Rose hatte offensichtlich bei der Zubereitung des Abendessens jeden verfügbaren Topf benutzt – und stimmte ihr zu, während ich grimmig an einem Grillrost herumschrubbte. »Da hast du recht. Deshalb ist er ja auch einer meiner engsten Freunde.«

»Ich glaube, er trifft sich mit einem Mädchen, das Düngemittel verkauft«, fuhr Rose fort.

»Schön für ihn.« Das meinte ich sogar ernst. Dennoch versetzte mir der erneute Beweis, dass niemand auf der Welt – außer mir – allein durchs Leben ging, einen Stich. Mit fast dreißig müsste ich eigentlich glücklich verheiratet sein und an Kinder denken, statt dem Trümmerhaufen meiner gescheiterten Beziehung zu entfliehen, aus der besagte Kinder hätten hervorgehen sollen. Das war zwar eine bedauernde Ansicht für eine junge Frau, die mit Rose Thornton aufgewachsen war, dem Paradebeispiel dafür, wie man das Singledasein zur Kunstform erhebt, aber was will man machen?

»Weich den Rost erst mal ein, Kindchen«, riet Rose. »Ich mache ihn morgen früh sauber.«



Am nächsten Morgen wachte ich viel zu früh auf. Was vor allem daran lag, dass ich die Nacht zusammengekrümmt wie eine Krampe verbracht hatte. Das Bett im Rosa Zimmer war wohl etwa sechzig Jahre alt und bestand aus einer Kapokmatratze auf einem Rost aus Drahtgeflecht. Draußen schimmerte der Himmel blassgelb und grün, und ich hörte ein beunruhigendes Schnüffelgeräusch, für das – wie ich hoffte – das Schwein verantwortlich war. Ich stand auf und blickte aus dem Fenster. Das Schnüffeln kam tatsächlich von Percy, und der Nebel, der über die mit Büschen bewachsenen Hügel zog, war so schön, dass ich in Shorts und ein T-Shirt schlüpfte und nach draußen ging, um Zwiesprache mit der Natur zu halten.

Als ich in Begleitung einer vierköpfigen Hundemeute und eines Schweins den Hügel hinunterkam, saß Tante Rose auf der Veranda beim Frühstück. Sie trug einen karminroten Satinmorgenrock, und ihr langes graues Haar fiel ihr offen über den Rücken. Als ich durch das kleine Tor unter dem Walnussbaum trat, winkte sie mir mit dem Buttermesser zu und rief: »Der Toast ist noch heiß, Kindchen, und ich habe gerade frischen Tee aufgebrüht.«

»Very British«, bemerkte ich, setzte mich zu ihr und griff nach der Orangenmarmelade.

»Vermutlich huldigst du dieser neuen Mode, zum Frühstück schwarzen Kaffee zu trinken und zum Lunch nur ein Salatblatt zu essen?«

»Sehe ich etwa so aus, als würde ich mich von Salatblättern und schwarzem Kaffee ernähren?«, hielt ich dagegen.

Rose musterte mich von Kopf bis Fuß. »Du siehst sehr hübsch aus«, erwiderte sie bestimmt. »Du hast die Beine deiner Mutter geerbt, du Glückliche. Wann trittst du deinen neuen Job an?«

»Ich fahre heute Morgen in die Stadt, damit Cheryl mir das Computerprogramm erklären kann, und am Montag fange ich offiziell an. Die Marmelade schmeckt wirklich gut.«

»Das Geheimnis besteht darin, die Orangen in ganz feine Streifen zu schneiden. Manche Leute ...«, ihr Tonfall besagte deutlich, dass sie auf den Umgang mit solchen Leuten keinen Wert legte, »... benutzen doch tatsächlich eine dieser neumodischen Küchenmaschinen zum Zerkleinern.«

»Ist das nicht ganz egal?«

Rose seufzte. »Manchmal verzweifle ich an dir, Josephine.«

Ich frühstückte ausgiebig, machte anschließend Jagd auf eine Schar quer über den hinteren Rasen entflohener Hühner und gönnte mir danach eine Katzenwäsche unter der kläglichsten Dusche der Welt: Der Wasserdruck war so niedrig, dass nur ein schwaches Rinnsal herauskam. Dann suchte ich ein Outfit zusammen, das – so hoffte ich – sowohl geschäftsmäßig als auch schmeichelhaft wirkte. Ich zog mich an, verabschiedete mich von Rose, die gerade Kürbisse über den hinteren Zaun wuchtete, und machte mich auf den Weg in die Stadt.

Kapitel 2

WAIMANU LIEGT MITTEN im King Country, etwa auf halber Strecke, wenn man die Westseite von Neuseelands Nordinsel hinunterfährt. Es ist eigentlich eine Kleinstadt, ziemlich schäbig und ohne jegliche Cafékultur, die aber das Zentrum einer großen Acker- und Weidelandregion bildet. Folglich kann man hier zwar Schuhe kaufen, allerdings würde sie keine Frau unter hundertzehn, die etwas auf sich hält, in der Öffentlichkeit tragen. Immerhin gibt es aber ein Krankenhaus, einen ziemlich großen Supermarkt, ein riesiges Geschäft für landwirtschaftlichen Bedarf sowie eine Firma für Tiefkühlkost.

Ich parkte auf der Hauptstraße vor Heather Anne's Fashion (wo man außer pfirsichfarbenen Polyesterblusen nicht viel finden kann) und öffnete die Tür der angrenzenden Praxis für Physiotherapie.

Hinter der Empfangstheke blickte eine junge Frau Anfang zwanzig mit auffallend blauen Augen und fliehendem Kinn auf, schniefte und wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

»Hi«, erwiderte ich. »Ich bin Jo. Und du musst wohl Amber sein.«

»Oh.« Amber wirkte nur mäßig interessiert. »Du wirst hier arbeiten, nicht wahr? Cheryl ist gerade auf dem Klo.«

Nach ein paar Minuten rauschte die Spülung, und Cheryl

tauchte im Türrahmen auf. Sie war hochschwanger, und da sie überdies noch ziemlich klein war, erinnerte sie mich an einen Wasserball auf zwei Zahnstochern.

»Morgen, Jo«, begrüßte sie mich fröhlich. »Ich hab schon fast damit gerechnet, dass du dich nicht blicken lässt.«

»Vielen herzlichen Dank«, murmelte ich.

»Oh, das soll nicht heißen, dass ich dich für unzuverlässig halte. Ich habe nur in den letzten beiden Monaten mit drei Bewerberinnen einen Termin vereinbart, und alle haben in der letzten Minute kalte Füße bekommen.«

»Wie bitte? Was läuft denn hier schief, Cher?«

»Gar nichts«, gab sie würdevoll zurück. »Nicht wahr, Amber?«

Amber starrte blicklos ins Leere und wand sich eine schlaaffe blonde Haarsträhne um den rechten Zeigefinger. Als sie ihren Namen hörte, zuckte sie zusammen und zog die Nase hoch. »Was?«

Cheryl drehte sich seufzend wieder zu mir um. »Komm mit, Jo, ich zeige dir, wo alles ist.«

»Wann ist es denn so weit?«, erkundigte ich mich, als ich ihr einen mit beigefarbenem Teppichboden ausgelegten Gang hinunter folgte.

»In zehn Tagen.« Sie presste sich die Hände ins Kreuz und rieb erschöpft darüber. »Du bist keinen Moment zu früh gekommen.«

»Sieht ganz so aus. Meinen Glückwunsch.«

»Danke. So, hier ist das Behandlungszimmer – alles läuft über Computer. Amber ist dabei, die gesamten Patientenakten in das System einzugeben. Wenn sie so weitermacht, dürfte sie innerhalb der nächsten fünf Jahre damit fertig werden.« Mit gedämpfter Stimme fügte sie hinzu: »Dir ist sicher nicht entgangen, dass sie nicht gerade eine Intelligenzbestie ist.«

Ich lächelte. »Verstehe. Also dient sie hauptsächlich zu Dekorationszwecken.«

Zu meiner Überraschung schüttelte Cheryl den ordentlich frisierten kastanienbraunen Kopf. »Keineswegs. Mir ist noch nie jemand begegnet, der den Leuten so gut das Geld aus der Tasche ziehen kann wie Amber. Du weißt ja, dass sie die Gesetze zur Unfallversicherung verschärft haben?«

»Hast du sehr darunter zu leiden?«, fragte ich zurück. Das alte System der ›Accident Compensation Corporation‹ war erschreckend leicht auszunutzen und ehrlich gesagt längst reif für eine Reform gewesen, doch die drastischen Kürzungen der Zuschüsse für Physiotherapien hatten die Privatpraxen hart getroffen. Es ist erstaunlich, wie wenig Behandlungen die Leute auf einmal brauchen, wenn sie selbst dafür aufkommen müssen.

»Es geht«, entgegnete sie. »Kurz vor der Einführung des neuen Systems wollte ich expandieren und noch jemanden einstellen, habe es dann aber gelassen, daher haben wir im Moment bergeweise Arbeit. So, was wäre da noch? Stützbandagen und solche Sachen sind in diesem Schrank – ich muss ganze Horden von Schafscherern mit Rückenproblemen behandeln. Hypochonder und die Leute, die einfach nur herkommen, weil sie einsam sind und Unterhaltung suchen, haben einen roten Punkt in ihrer Akte, aber Amber kann dir auch so sagen, wer sie sind. Notgeile Typen haben wir zurzeit nicht, glaube ich – du weißt schon, die Kerle, die dir erzählen, sie hätten sich wohl einen Muskel in der Leistengegend gezerrt, und auf eine Massage hoffen.«

»Im Krankenhaus hat man mit denen kaum zu tun«, bemerkte ich. »Während der letzten eineinhalb Jahre habe ich hauptsächlich Rehamaßnahmen mit Schlaganfallpatienten durchgeführt.«

»An alles andere erinnerst du dich bestimmt schnell wie-

der, da bin ich mir ganz sicher«, beruhigte mich Cheryl.
»Du schaffst das schon.«

Ich war amüsiert über ihre tröstlichen Worte, gleichzeitig lösten sie in mir aber auch leisen Ärger aus. Ich bin gut in meinem Job und arbeite hart daran, noch besser zu werden. Und ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich in unserem dritten Universitätsjahr einmal eine gesamte Nacht damit zugebracht habe, Cheryl vor einem Examen am nächsten Tag auf die Schnelle noch ein paar anatomische Grundkenntnisse einzupauken. »Danke«, erwiderte ich verstimmt.

»Hast du schon eine Bleibe gefunden?«

»Noch nicht. Vorerst wohne ich bei Rose Thornton.«

»Die neue Buchhalterin von Horne and Plunkett's sucht eine Mitbewohnerin«, sagte Cheryl. »Wenn du Interesse hast, kann ich ihr deine Nummer geben.«

Ich rümpfte skeptisch die Nase. »Ich dachte eher an ein kleines Häuschen auf dem Land; ich weiß nicht, ob ich Lust habe, in eine Wohngemeinschaft zu ziehen.«

»Josie, Schatz, du kannst doch nicht deinen Verlobten verlassen und ...«

»Er war nicht mein Verlobter«, stellte ich richtig.

»Aber so gut wie«, beharrte Cheryl ungeduldig. »Auf jeden Fall kannst du nicht von einer Großstadt wie Melbourne in das hinterwäldlerische Waimanu ziehen und dich mutterseelenallein in irgendeinem Haus im Nirgendwo vergraben. Du würdest durchdrehen und dir die Pulsadern aufschneiden.«



Als ich um die Hausecke bog und dabei eine Seite des Rasenmähers anhob, damit er nicht den Blumen am Rand des Beetes die Köpfe abrasierte, tauchte Rose an der Hintertür

auf und fuchtelte wild mit den Armen. Ich schaltete den Motor aus, und sie rief fröhlich: »Josephine! Telefon!«

»Hallo?«, keuchte ich atemlos, nahm das schnurlose Telefon und lehnte mich gegen das Verandageländer. Roses Rasen fiel zu allen Seiten steil vom Haus ab, und ihn zu mähen bedeutete vor allem, das schwere Gerät mühsam hangaufwärts und über die Wurzeln von Obstbäumen zu schieben.

»Hallo?«, erklang eine Frauenstimme, die mich an einen zwitschernden Spatz erinnerte. »Ich bin Sara Rogers. Cheryl hat mich gestern angerufen und gesagt, dass du vielleicht ein Zimmer suchst.«

»Das stimmt«, antwortete ich.

»Nun, Andy und ich – Andy ist mein Mitbewohner – haben noch ein Zimmer frei. Möchtest du es dir ansehen?«

»Gerne«, sagte ich. Das traf zwar nicht ganz zu, aber nach reiflicher Überlegung war ich zu dem Schluss gekommen, dass Cheryl vielleicht doch recht hatte. »Danke.«

»Du rauchst doch nicht, oder?«

»Nein.«

»Hast du Haustiere?«

»Auch nicht.«

»Und hörst du oft laute Musik?«

»Nein«, sagte ich. »Allerdings spiele ich Tuba und koche gern nackt.«

Besorgte Stille trat ein; diese Informationen musste sie wohl erst mal verdauen.

»Sorry, war nur ein Scherz«, entschuldigte ich mich hastig. »Was hältst du davon, wenn ich vorbeikomme, damit wir uns kennenlernen können?«

»Okay.« Jetzt klang Sara etwas misstrauisch und längst nicht mehr so munter. »Wann würde es dir passen?«



»Und?«, fragte Rose, als ich am nächsten Vormittag aus dem Auto stieg.

Ich bückte mich und streichelte mit der einen Hand einen Hund und mit der anderen das Schwein, bevor ich über den Kiesweg zur Wäscheleine ging, wo sie gerade Laken abnahm.

»Alles geklärt.« Ich nahm zwei Ecken des Lakens, das sie mir hinhielt, und half ihr, es zusammenzulegen. »Das Haus ist nicht schlecht, und die beiden sind anscheinend auch ganz in Ordnung. Ich ziehe irgendwann in der nächsten Woche dort ein.«

»Wie gut, dass ich nicht schnell beleidigt bin, sonst würde ich annehmen, dass meine Kochkünste der Grund für deinen überstürzten Umzug sind.«

»Ganz und gar nicht«, versicherte ich ihr. »Manche Leute würden Oliven und Broccoli ja als eine etwas ungewöhnliche Kombination bezeichnen, aber ich persönlich finde sie einen Beweis für kulinarische Genialität.«

»Danke«, erwiderte sie hoheitsvoll. »Komplimente hört man immer gern. Ach ja, ich habe mit deiner Mutter telefoniert – wenn du ohne dieses Haargel absolut nicht leben kannst, sag ihr Bescheid, dann schickt sie es dir nach.«

»Ich kann sehr gut ohne das Zeug leben, es taugt nämlich überhaupt nichts, wie ich leider feststellen musste«, sagte ich. »Was hast du heute noch vor?«

»Ah«, machte Rose. »Ich bin froh, dass du das fragst. Was hast *du* denn vor, Kindchen?«

»Deinem Ton nach zu urteilen etwas Unangenehmes.«

»Ich weiß, dass du es nicht gern tust, aber Edwin und Mildred leiden schrecklich unter der Hitze, die Ärmsten. Und Matthew hat so viel zu tun, dass ich ihn nicht damit behelligen möchte.«

Ich drehte mich um und spähte über den Zaun hinweg zu

Edwin und Mildred hinüber, zwei fettleibigen Schafen, die faul unter einem Apfelbaum lagen. »Ich werde es versuchen«, sagte ich zweifelnd. »Aber ich fürchte, das Ergebnis wird nicht gerade berauschend ausfallen.«

»Nach dem Lunch schärfe ich die Wollkämme für dich«, versprach Tante Rose glücklich. »Freu dich doch, eine so vielseitig begabte junge Frau zu sein.«

»Vielseitig begabt« ist nicht unbedingt der Ausdruck, den jemand verwenden würde, der mir beim Scheren zusieht. Lange, ebenmäßige Striche mit der Handschermaschine sind nicht mein Fall; ich säbele nur aufs Geratewohl irgendwelche Wollsträhnen ab. Und Roses verwöhnte Schafe waren nicht nur extrem groß, sondern hatten überdies auch noch äußerst schlechte Manieren. Der Höhepunkt des Schauspiels war erreicht, als Edwin auf mir und der Schermaschine lag und mich wiederholt in den Bauch trat. Rose war mir auch keine Hilfe. Sie lehnte sich vor Lachen prustend gegen den Zaun und hielt sich die Seiten.

»Ich hasse dich«, rief ich ihr entgegen, als Edwin der Schreckliche sich hochrappelte und pikiert davonstakste. Seine Fettwülste schwabbelten, und lange Wollbüschel, die ich übersehen hatte, flatterten in der leichten Brise.

»Oh, Kindchen«, japste Rose, als sie endlich wieder einen Ton herausbrachte, und betupfte sich die Augen mit einem weißen Spitzentaschentuch. »Ich wünschte, ich hätte eine Videokamera dabeigehabt! Das war ein Bild für die Götter!«

Ich wischte mein schweißnasses Gesicht mit dem Saum meines T-Shirts ab. »Ich hab mir schon immer gedacht, dass du eine sadistische Ader hast. Der Sonntag soll eigentlich ein Ruhetag sein, falls dir das entfallen ist.«

»Komm, setz dich auf die Veranda und trink etwas Kaltes«, schlug sie vor.

Nach einer Flasche Corona-Bier (perfekt serviert mit ei-

nem Zitronenschnitt, da Rose Schuldgefühle plagten) auf der von Rosenduft umwehten Veranda, über die der große Magnolienbaum seinen Schatten warf, fühlte ich mich erfrischt genug, um ins Haus zu gehen und mich unter den spärlichen Wasserstrahl der Dusche zu stellen. Die nächsten zwei Stunden verbrachte ich gemütlich mit der Lektüre von *Im Dutzend billiger*, das ich im Bücherregal des Rosa Zimmers gefunden hatte, dann machte ich mich auf die Suche nach Rose.

Ich fand sie unter dem großen Busch im hinteren Garten. »Kann ich mir deine Gummistiefel ausborgen?«, fragte ich.

»Natürlich. Willst du zu Matthew rübergehen und ihm beim Melken helfen?«

»Ich dachte, das wäre eine gute Idee.«

»Bring ihm ein Bier mit«, sagte Rose. »Und viel Spaß.«

Ich schlurfte in Roses Gummistiefeln, die mir drei Nummern zu groß waren und in denen ich mir wie ein Yeti vor kam, die steile Auffahrt hinunter und überquerte die Straße sowie drei Weiden, um zum Kuhstall der Kings zu gelangen – ein reizloses, senfgelb gestrichenes Betongebäude mit Blick über die Abwasserteiche. Jetzt, im Spätsommer, war es im Stall angenehm kühl, aber im Winter und im Frühling piff der Wind von den Bergen im Süden herunter und drang einem bei der Arbeit mit eisigen Fingern oben in den Kragen.

Kurz vor dem Gipfel des Hügels blieb ich stehen, drehte mich um und betrachtete Roses Haus, das in dem unkrautüberwucherten Garten langsam verfiel. Das Gestrüpp eroberte die kleinen Koppeln zurück, die sich bis zur Straße hinunter erstreckten. In der heißen Nachmittagssonne lag alles ruhig und friedlich vor mir; das Einzige, was sich bewegte, war ein träge am Himmel kreisender Falke.

Von dort, wo ich stand, konnte ich das Haus, in dem ich aufgewachsen war, nicht sehen, da es hinter einem weiteren

Hügel lag. Vor fünf Jahren hatten meine Eltern aus einer Laune heraus alles verkauft und waren nach Nelson gezogen, um Milchziegen zu züchten. Sie verdienten kaum Geld damit, aber daran waren sie als ehemalige Schaffarmer ja gewöhnt.

Ich war froh, dass mir der Anblick meines Elternhauses erspart blieb, denn die neuen Eigentümer waren offenbar sehr tatkräftig gewesen und hatten ein Gewächshaus sowie eine Stützmauer errichtet und reihenweise Yuccas angepflanzt. All dies mochten zwar Verbesserungen sein (obwohl ich das bezweifelte), aber es ist nicht leicht, von Fremden vorgenommene Veränderungen an einem Ort gutzuheißen, den man einst geliebt hat. Von meinem Standpunkt aus sah ich nur eine Ecke der hinteren Koppel und den Bach, in dem eine verschlagene alte braune Forelle gelebt hatte. Beides sah genauso aus wie früher, was ein kleiner Trost war. Ich wandte mich ab und ging rasch zum Stall hoch.

Als ich durch das Tor des Melkstands trat, besprühte Matt gerade die Euter einiger Kühe mit einem kleinen Handzerstäuber und sang dabei laut und etwas schief »Smells Like Teen Spirit« im Radio mit. Die Kühe wurden bei meinem Anblick unruhig, und Matt hob den Kopf.

»Tag«, sagte er.

»Hallo«, entgegnete ich. »Bier?«

»Es wäre unhöflich, so ein Angebot abzulehnen. Gehst du mal zur Seite?«

Ich gehorchte, und die Kühe trotteten an mir vorbei. Dann zog ich aus jeder Tasche eine Flasche Bier und reichte ihm eine davon. »Mist, ich habe vergessen, einen Öffner mitzubringen.«

»Kein Problem. Gib mir mal die andere.« Matt griff nach meinem Bier, verhakte die beiden Kronkorken ineinander und öffnete die Flaschen.

»Respekt«, bemerkte ich.

»Eines meiner wenigen Talente.« Er gab mir meine Flasche zurück und nahm einen tiefen Schluck aus seiner.

»Jose, du bist ein Schatz.«

»Ich weiß«, erwiderte ich bescheiden. »Die Kühe sehen gut aus.«

»Seit wann kannst du das beurteilen?«

Ich grinste ihn an, ohne mich beleidigt zu fühlen. »Eingebildeter Affe.«

»Nein, mal im Ernst – sie sind wirklich in Topform. Ich habe die Futtermenge neu berechnet. Was hast du denn heute so getrieben?«

»Ich war ausgesprochen produktiv«, sagte ich. »Ich habe mir ein Dach über dem Kopf gesucht und die zwei grässlichsten Schafe auf diesem Planeten geschoren.«

»Mildred und Edwin? Davor konnte ich mich zum Glück seit Monaten erfolgreich drücken.«

»Deine Glückssträhne hat leider ein Ende. Das nächste Mal bist du an der Reihe. Ich hätte es beinahe nicht überlebt.«

»Wundert mich nicht. Diese hässlichen, überfütterten Viecher sind gemeingefährlich. Gute Arbeit, Jose.«

»Sie sehen ziemlich gerupft aus«, gab ich zu.

»Wen stört das schon?« Er hob eine Hand, um das Tor vorne an der Schranke zu schließen, und die erste Kuh stellte sich in Position. »Übrigens – es ist schön, dich wieder zu Hause zu haben.«

»Danke.« Der Kloß, der sich ungefähr seit einem Monat in den unpassendsten Momenten in meiner Kehle bildete, hielt es nun für den geeigneten Zeitpunkt, sich wieder einmal zu melden. Ich trank hastig einen großen Schluck Bier, um ihn herunterzuspülen, was keine gute Idee war, weil ich mich prompt verschluckte und Matt mir auf den Rücken klopfen musste. »D... danke«, stammelte ich.

»Keine Ursache.« Er nahm der ersten Kuh links die Saugnäpfe ab und schob sie auf das Euter der ersten Kuh rechts, einem großen, fetten rotbraunen Tier, das aussah, als wäre es hundert Jahre alt. Ohne den Blick von seiner Tätigkeit zu wenden, fragte er beiläufig: »Hast du eine harte Zeit hinter dir, Jo?«

»Eine ziemlich harte.« Ich stellte die Bierflasche ab und begann den nächsten Satz Saugnäpfe zu wechseln, obwohl die Kuh die unvertrauten Hände an ihrem Euter mit unwilligen Schwanzschlägen quittierte. Wenn ich näher auf das Thema einginge, würde ich wahrscheinlich in Tränen ausbrechen, und das würde uns beide in Verlegenheit bringen. »Ich bin dir keine große Hilfe, du kommst ohne mich schneller voran.«

»Unsinn«, widersprach er. »Außerdem mag ich es, wenn du mir Gesellschaft leistest.«